

# Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde

Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und  
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,  
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger  
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:  
Hauptstraße 41

Dienstag, den 31. Oktober 1916

Fernsprecher:  
Rönigstein 44

Nummer 44

## Die den Weg bereiten.\*)

Ein Zeitroman von **Anny Wothe**.

— Nachdruck verboten. —

12

Er löste sanft ihre Arme von seinem Halse:

„Du hast Pflichten, Lordes, heilige, schöne und große Pflichten. Je treuer du sie erfüllst, je näher kommst du dem Glück.“

„Ich hasse die Pflicht,“ fuhr sie auf, „wenn sie alles in uns tötet. Leben will ich!“

Sie brach jäh ab. Tief erschrocken über sich selbst, trat sie weit von dem jungen Flieger zurück.

Hatte nicht so ihre Mutter auch gedacht, die Mutter, die sie verdammt ohne sie gehört zu haben? War sie besser als jene, auf die sie herabzusehen gewagt hatte? Hier stand sie, Abbés Weib, die Mutter seines Kindes, und klammerte sich in ihrer Herzensnot an seinen jungen Bruder, der ihr nichts, nichts geben wollte und nichts geben durfte.

Ein wildes Entsetzen vor sich selbst überkam Lordes. Beide Hände schlug sie vor ihr Antlitz, und leise kam es von ihren zuckenden Lippen:

„Ich danke dir, Oland. Du hast mir viel in dieser Abschiedsstunde gegeben, mehr als du denkst. Und nun geh mit Gott! Er sei mit dir in Kampf, Not und Tod! Und wenn du wiederkehrst, dann sollst du eine andere finden, als du verlassen hast. Vielleicht bringt die große Zeit auch mir die Erkenntnis, wie ich zur inneren Wahrheit gelange. Heute stand ich am Scheidewege. Ich glaube, daß ich nun recht gehe.“

Stolz hob sie den blonden Kopf. Groß und frei, mit einem seltsamen Leuchten, sahen ihn ihre goldbraunen Augen an. Wie zwei Sonnen dünkten sie Oland, als er zum letzten Mal Lordes Hand nahm und sie mit warmem Druck umschloß. Heiß umfing noch einmal sein Blick ihre ganze Gestalt, dann sagte er weich:

„Die durch Irrtum zur Wahrheit reifen, Lordes, das sind die Weisen.“

Noch ein letzter Gruß und die Tür schloß sich hinter ihm. Inmitten des Besels aber stand die junge Frau, hochauferichtet, die Augen tief verschattet. Sie fühlte, das war ein Abschied fürs Leben.

Langsam ging sie zur Tür. Langsam trat sie in den Hof. Da standen Lens und die Mägde und reckten den Hals zu dem blauen Herbsthimmel auf, an dem jetzt drüben von der Wiese her Olands Flugzeug zu den Wolken emporstieg.

Anten Peters stand auch vor der Tür und winkte unaufhörlich mit ihrem sehr umfangreichen Taschentuch nach oben.

Wie grollender Donner klang Lordes das Surren der Propeller aus der Höhe. Sehen konnte sie nichts.

\*) Amerikan. Copyright 1916, by Anny Wothe-Mahn, Leipzig.

Da kam Abbe, auf seinen Stock gestützt, von der Wiese her auf sie zu. Und Lordes dachte:

„Wie gut er schon mit seinem künstlichen Bein gehen kann.“

Sie standen dann beide dicht beieinander und verfolgten die Kreise, die Olands Taube am herbstlichen Himmel zog.

Wieder und wieder sahen sie das Flugzeug sich senken und steigen. Immer noch einmal umkreiste Oland da oben den Jordsandhof, und sie standen beide stumm und winkten.

Etwas Weißes flatterte plötzlich vor ihnen hernieder.

Abbe bückte sich etwas mühsam und nahm es auf.

Ein Zweig von weißen Rosen, die letzten, die dort drüben an der Mauer geblüht und die Oland sich vorhin zum Abschied gebrochen, waren zu Lordes Füßen gefallen, als letzter Gruß.

Abbe reichte ihn stumm seiner Frau, die plötzlich in fassungsloses Schluchzen ausbrach. Er aber legte voll Güte und Nachsicht den Arm um ihre Schulter und sagte bewegt:

„Der Besten einer ging von uns, Lordes, aber wenn wir ihn treu in unserem Herzen halten, so gehört er uns ewig.“

Sie nickte stumm und sah mit von Tränen verdunkelten Augen zu den goldschimmernden Flügeln da oben auf, die immer ferner zur Höhe strebten.

Am liebsten hätte sie Abbe gesagt: „Ich verdiene deine Güte und Nachsicht gar nicht,“ aber ihr Mund blieb verschlossen.

Abbe sah sie an, als verstände er auch so, was in ihrer Seele vorging. Dann schob er seinen Arm in den ihren, als müsse er sich auf ihn stützen, aber Lordes fühlte, als er so mit ihr, der Wartenden, langsam dem Hause zuschritt, daß er es war, der sie führte.

Nur wie ein großer, flimmernder Stern leuchtete noch einmal da oben am blauen Herbsthimmel Olands Flugzeug auf, dann entschwand es den ihm nachblickenden Augen.

Ein Frösteln ging durch Abbe und Lordes, als sie ins Haus traten.

Wie dunkel es plötzlich war. Die Sonne war fort, und der Herbst verstreute sein falbes Laub. Blutrot rauschten um den Kamp die alten Eichen und klagten sich die ganze Nacht ihr Leid, daß wieder einer von den Jordsandsohnen Abschied genommen, dessen Vorväter sie gepflanzt.

Die Taube aber schwebte fernen Welten zu: „Sieg oder Tod“ stand auf ihrer Fahne.

Wie trübe die Lage dahinschliefen in dem grauen Haus am Meer. Keiner verging, ohne eine Depesche von Schwester Heilwig zu bringen, aber nicht an den Landrat, sondern an den Stabsarzt.

Hennede Fröding hatte dann auch immer gewissenhaft jede Nachricht in dem grauen Haus abgesteuert, wo der Landrat grollte, daß er noch immer nicht seine Reise ins Werk setzen konnte. Heute hatte der Stabsarzt eine Depesche und

einen Brief gebracht. Der Feldpostbrief trug Peters Schriftzüge. Der Landrat atmete auf, Peter schrieb selbst, nun war doch Hoffnung!

Der Landrat sah nicht das ernste Gesicht des Stabsarztes, der die zerknitterte Depesche noch immer in seinen Händen hielt, während Hinrich Dahlgren mit zitternden Fingern den Brief seines Sohnes aufriß.

Nur wenige, mit Bleistift geschriebene Zeilen waren es, die der Landrat mit überströmenden Augen las:

Lieber Vater!

„Ich habe nicht geglaubt, daß das Sterben so schön ist. Die Mutter ist bei mir. Sei mir nicht böse, aber ich liebe sie! Man darf hier nicht wissen, daß ich schreibe — ich soll ganz still liegen. Aber heute hörte ich, wie der Oberstabsarzt zu Schwester Heilwig sagte: „Er wird sanft einschlafen.“ Das will ich auch, lieber, lieber Vater. Die Mutter singt mir ihre alten Lieder, die ich nicht vergessen habe. Das Kreuz von Eisen legt mir auf die Brust, und wenn die Mutter, die so viel gelitten hat — ich lese es in ihrem lieben Gesicht — mich heimbringt, dann sei um meinetwillen gut zu ihr. Was sie auch getan hat, für mich war sie das Schönste und Herrlichste in diesen letzten Tagen! Grüße alle und sage Oda, sie soll meiner kleinen Golde einen Gruß von mir bringen. Nun könnte ich ihr mein Wort nicht halten. Todes soll nicht so hart sein — es ist — so — so schön — zu sterben — für sein Vaterland!

Dein Peter.“

Schwere Tränen rannen dem Landrat über das Gesicht, als er mit zitternder Hand über die letzten Worte seines Kindes strich.

Wie ein Stöhnen brach es aus seiner Brust.

„Also keine Hoffnung, keine, Doktor?“

Der schüttelte den Kopf und reichte Hinrich Dahlgren stumm das zerknitterte Telegramm.

„Peter soeben sanft und schmerzlos verschieden.“

Schwester Heilwig.“

Der Landrat starrte unbeweglich, als könne er das Entsetzliche nicht fassen, vor sich hin, dann aber schrie er wild auf, wie ein verwundetes Tier, und beide Hände ballend, rief er:

„Und sie, sie durfte bei ihm sein in letzter Stunde und keiner von uns konnte ihn in die Arme nehmen, als er seinen letzten Seufzer tat! Das ist das Bitterste, Doktor, das Bitterste.“

„Es ist nur gerecht, Herr Landrat. Die Frau, die ihm das Leben gab, die aber nie im Leben etwas von ihm gehabt, die hatte das Anrecht darauf, diesen jungen Helden gen Walhall zu führen. Gönnen Sie Ihrem Kinde und auch der armen Frau dieses letzte karge Glück.“

Noch einmal überflog der Landrat Peters Brief, während Hennede Fröding in teilnahmvollem Schweigen vor ihm saß.

„Golde,“ jagte dann Hinrich Dahlgren, fragend zu dem Doktor herübersehend, „soll ich grüßen? Ist das nicht das zarte, bleichsüchtige Ding von dem Kapitän Lorensen, mit der der Junge die Liebelei hatte, was weder der Vater noch ich dulden wollte?“

Der Stabsarzt nickte.

„Die arme, kleine Golde. Auch ihre Tage sind nicht von dieser Welt. Ich fand sie gestern schlechter als je. Seitdem sie erfahren, daß Peter verwundet, schwinden ihre Kräfte. Ohne eigentlich krank zu sein, löst sie aus wie ein Licht.“

Der Landrat sprang auf.

„Noch ein Opfer? Sagen Sie, Doktor, trage ich auch diese Schuld?“

Wie ein Grollen drohte es in seiner Stimme, und ohne Hennede Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr er fort:

„Es war doch Wahnsinn von dem Jungen, von mir die Einwilligung zu einer überstürzten Kriegstrauung mit Golde

Lorensen zu erlangen. Er hatte nichts und sie hatte nichts, noch nicht mal die Kaution. Und dann der unmögliche Vater, der stadtbekannt wegen seiner Grobheit und Kräftelesucht ist. Er paßt doch nun einmal nicht in unsere Kreise. Er hat es ja auch selber nicht mal gewollt.“

Erwartungsvoll, fast mit einem Ausdruck von Angst, blickte der Landrat in das Gesicht seines Gegenübers.

„Ja, weil der grobe Mann doch zu feinfühlig ist, sich irgendwo einzudrängen, wo er höchstens geduldet wird. Schließlich hätte er seinem Kinde keinen Wunsch versagt, und die Kaution hätte er wohl noch aufgetrieben, wie sie ja auch Peter schließlich hätte von Ihnen erhalten können.“

Ein hochmütig abweisender Zug legte sich über Hinrich Dahlgrens Gesicht.

Hennede Fröding mit all seiner Freundschaft und Offenheit wurde doch mandymal höchst unbequem.

„Jedenfalls habe ich das Beste gewollt,“ sagte der Landrat. „Meinetwegen mag Oda zu dem Mädchen hingehen und ihm Peters Grüße bringen — den Brief kann ich ihr ja nicht zeigen — man soll mir nicht nachsagen, daß ich den letzten Wunsch meines Kindes nicht erfüllt habe.“

Hennede Fröding biß sich in die Lippen und dachte:

„Sein Sohn hatte noch einen Wunsch, den aber erfüllt ihm der Vater nicht.“ — — —

Andern Tags machte sich Oda auf den Weg zu Golde Lorensen.

Am liebsten wäre sie gleich gestern, auf die schmerzliche Kunde von dem Hinscheiden des geliebten Bruders zu der Freundin geeilt, aber sie hatte gefühlt, sie selbst mußte erst ruhiger werden, bevor sie zu der Kranken ging. Hennede Fröding hatte ihr versprochen, ihr heute beizustehen, wenn die Nachricht Golde zu sehr erschüttern sollte. Oda hatte nicht einmal gewagt, ein schwarzes Kleid anzuziehen, um Golde nicht gleich zu sehr zu erschrecken.

Jetzt schritt Oda mit müden Schritten und müden Gedanken die Straße entlang, dem schmucken kleinen Haus des Kapitäns Lorensen zu, das vor der Stadt, dicht hinter den Dünen lag.

Sein Dach, mit grausamtem Moos und Schilf gedeckt, hing weit über den Giebel herab, und das grün gestrichene, breite Tor hob sich freundlich aus den roten Backsteinmauern.

Im weizungitterten Vorgärtchen standen noch ein paar blasse Georginen und matte Astarten. „Totenblumen“, dachte Oda. Der Gang vor dem Hause war mit frischem Sand bestreut, der knisterte gar seltsam unter Odas Schritten.

Auf der kleinen Bordiele trat Kapitän Lorensen Oda entgegen.

„Wie geht es Golde, Herr Kapitän?“ fragte sie, und wie Angst klopfte es in ihrer Stimme.

Der alte Graubart mit dem roten Gesicht und der vier-schrötigen Gestalt sah Oda prüfend an.

„Ist gut, daß Sie kommen, Fräulein Oda. Golde wollte schon, ich sollte zu Ihnen schiden. Sie gibt vor, sie müsse Ihnen etwas sagen.“

„Geht es besser, Herr Kapitän?“

Der Alte schüttelte sorgenvoll sein Haupt.

„... ist auf, wie fast immer. Sie lächelt und träumt vor sich hin und so“ — er wischte mit der groben Hand über sein Gesicht, — „wird sie sich wohl in den Himmel träumen.“

„Sie dürfen nicht mutlos sein, Herr Kapitän. Dr. Fröding meint“ —

„Was weiß so'n Arzt, was ich weiß — was mir mein altes, dummes Herz sagt“ — unterbrach der alte Seemann das junge Mädchen rauh.

Oda verschluckte die aufsteigenden Tränen.

„Mein Bruder Peter —“ Weiter kam sie nicht.

„Ich weiß schon, Fräulein Oda. Ich hörte es in der Stadt, traute mich aber noch nicht, es Golde zu sagen. Aber fast ist es mir, als wüßte sie es auch.“

Damit ging er und öffnete vorsichtig die Tür der großen Stube, in die er Oda schnell hineinschob.

Seltam bunt sah es da aus. Auf allen Wandbrettern rings über der Rachelbekleidung der Wände reichten sich gar merkwürdige Gegenstände aus fremden Ländern, kostbare Bronzefunde, seltsam geformte Vasen und zierlich ausgestopfte Vögel in schillernder Farbenpracht. Ueber reichgeschmückten Truhen waren goldgestickte Kirchengewänder gebreitet und kostbare orientalische Stickereien schmückten die weichen Pfühle, die zum Ausruhen einluden.

Von der Mitte der Decke schaukelte das Modell eines großen Schiffes, der „Karen“, die der Kapitän Lorenzen einmal gefahren. Daran bastelte der Kapitän alle Tage herum, hißte Flaggen und hatte seine Freude daran, gerade so, als wenn er die „Karen“ noch führte.

An dem breiten niederen Fenster mit weißen Mullvorhängen und roten Geranien ruhte in einem hohen Polsterstuhl ein junges Mädchen.

Sie hatte eine Laute an einem verblaßten blauen Bande auf ihren Knien. Rässig glitten die schmalen Hände über die Saiten. —

Oda war betroffen an der Tür stehen geblieben. Die zarte Gestalt dort mit dem goldflimmernden Gelock im weißen Klaufschmorgenrock mit blaßblauen Säumen hatte etwas so Ueberirdisches, daß Oda sich gar nicht näher wagte.

Augenscheinlich hatte die Kranke Odas Eintritt nicht bemerkt.

Oda hielt den Atem an, denn Goldes blasse Hände rührten weiter die Saiten, als suche sie nach einer Melodie. Und dann schwebte eine leise, süße Stimme durch den Raum, so feierlich, wie ein Gebet. Oda faltete die Hände und lauteste erschütterte.

Es war ein schlichtes, kleines Volkslied, von dem jungen Leipziger Dichter Hellmuth Unger, das Oda erst ganz vor kurzem zusammen mit der Freundin irgendwo gelesen, und Golde hatte heiße Tränen darüber geweint. Nun erklang es in rührender Zartheit durch die niedere Stube:

„Im Kreuzgang zu St. Marien  
Zwei Rosenstöcke stehn,  
Der eine will blutrot blühen,  
Der andere weiß wie Schlehne.“

Sie duften beide und schwanken  
Um wetterzermorschtes Gestein  
Und flechten die schaukelnden Ranken  
Lief ineinander hinein.

Hier hat man einst begraben  
Ein blutjunges Mägdelein  
Und neben ihr einen Knaben,  
Der wollte bei ihr nur sein.

In des Lebens grausamen Tosen  
Schloß ihnen kein Glückspfad sich auf,  
Jetzt steigen zwei duftende Rosen  
Aus ihren Gräbern hinauf.

Und leise zur Abendstunde  
Verneigen die Knospen sich sacht  
Und hangen wie Mund am Munde,  
Und schlummern vereint in die Nacht.“

Immer leiser war die Stimme geworden — nun zitterten noch einmal die Saiten auf wie leises Wimmern, dann glitt die Laute aus der weißen Hand und fiel klirrend zu Boden.

Oda sprang schnell hinzu und hielt die in ihren Stuhl Zurücksinkende in ihren Armen.

(Fortsetzung folgt.)

## Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

29. Oktober 1915. In Frankreich gab Viviani, der Ministerpräsident, seine Entlassung und an seine Stelle trat Briand; dieser Ministerwechsel hatte indes keine große Bedeutung. — Im Osten fanden in Kurland und Ostgalizien wiederum Kämpfe statt. — Auf der italienischen Front wurden die Angriffe ruhiger, nur auf der Podgorahöhe kam es zu erbitterten Nahkämpfen. — Auf dem Balkan richteten sich die Operationen gegen Kragujewac, in dessen Vorgelände heftig gekämpft wurde. Zu erwähnen ist die Ernennung des deutsch-freundlichen türkischen Diplomaten Halil Bey zum türkischen Minister des Aeußern.

30. Oktober 1915. Während bayerische Truppen im Westen bei Neuville einen Erfolg durch die Einnahme von 1100 Meter französischer Stellungen hatten, kam es zu einem großen erfolgreichen Sturm auf die Butte de Tahure, welche wichtige Höhe von deutschen Truppen in einem die Nacht hindurch währenden wütenden Kampfe genommen und behauptet wurde. — Im Osten wurden heiße Kämpfe um Czartorysk und an der Strypa ausgefochten. — An der Isonzofront suchten die Italiener in erbitterten Nahkämpfen vergeblich Erfolge zu erzielen. — Auf dem Balkan gingen deutsche, österreichische und bulgarische Truppen nunmehr freisörmig gegen die Serben vor, so daß deren Schicksal vorauszusehen war.

31. Oktober 1915. Im Westen war der Versuch der Franzosen, die Butte de Tahure wieder zu gewinnen, erfolglos. — Der nun 14 Tage dauernde italienische Massensturm an der Isonzofront begann nun zu erlahmen; die mit so großen Worten angekündigte große Offensive von 25 Infanteriedivisionen war völlig zusammengebrochen und die Italiener hatten mindestens 150 000 Mann Verluste. — Auf dem Balkan nahmen deutsche Truppen Kragujewac, die alte serbische Königsstadt und die Bulgaren drangen immer mehr nach Westen vor.

1. November 1915. Im Osten setzten die Russen ihre Durchbruchversuche in Kurland (Dünaburg, Swentee- und Ilsenfee) und in Ostgalizien (Czartorysk, Siemikowce und am Strybogen) erfolglos fort. — An der Isonzofront mühten sich die Italiener vergeblich um Görz ab. — Auf dem Balkan blieben die Oesterreicher gegen die Montenegriner siegreich, während an der serbischen Front König Peter selbst erschien, um den Mut seiner Truppen zu beleben; inzwischen rückten die Bulgaren in Mazedonien vor und nahmen mehrere wichtige Höhen.

2. November 1915. Im Osten fanden heftige Kämpfe vor Dünaburg, Illuxt und Graburowka statt; hier, wie am Oginsky-Kanal bei Czartorysk und bei Siemikowce wurden die Russen geworfen und Linsingen gelang es, in die russische Hauptstellung einzudringen. — Auf dem Balkan wurde Ufice besetzt, die Oesterreicher erstürmten montenegrinische Höhen, die Serben leisteten auf der Linie Cacal-Jagodina erheblichen Widerstand, konnten jedoch die Einnahme von Kragujewac nicht hindern, während die Bulgaren Bolewah besetzten und bereits auf die serbische Residenz Nisch vorzudrangen.

3. November 1915. In der französischen Kammer verkündete der neue französische Ministerpräsident Briand den nahen Sieg. — Im Osten wiederholten sich die russischen Anstürme, indes waren deren Mißerfolge so groß, daß deutsche und österreichische Truppen vereint den vielumstrittenen Ort Siemikowce nehmen konnten. — Italien, war so unflug, sich dem Ubereinkommen der Entente, keinen Sonderfrieden eingehen zu wollen, anzuschließen. — Die Serben leisteten, was man anerkennen muß, tapferen Widerstand, sodaß die Verbündeten zunächst nur langsam vorrückten

konnten; deutsche Truppen rückten in Zagodina ein, die Bulgaren nahmen bereits das Vorgelände der Festung Nisch. — In Griechenland unterlag das Ministerium Zaimis der venezianischen Mehrheit und gab seine Entlassung.

4. November 1915. Im Osten, wo die Russen in Russland ihre Durchbruchstürme erfolglos erneuerten, nahte bei Czartorysk und am Styr die Entscheidung, vorbereitet von Bothmer und die Oesterreicher. — Auf dem Balkan kamen deutsche Truppen bis an die Morawa, Gallwitz nahm Cuprija und Paracin, während die Oesterreicher die montenegrinischen Stellungen stürmten und die Serben bei Arilje ins Gebirge drängten. — Die Bulgaren nahmen in heftigem Kampfe die vorgeschobenen serbischen Stellungen bei Nisch und bereiteten, was sehr beachtenswert, den englischen und französischen Truppen bei Strumiza eine gründliche Niederlage. — Die englischen Bestechungen in Bulgarien, um dieses für die Entente zu gewinnen, kamen jetzt ans Tageslicht; der frühere bulgarische Minister Cruppi und andere bulgarische Politiker hatten für ihre hochverräterischen Machenschaften 20 Millionen Franks eingeheimst. — Nicht geringen Schrecken verursachte das Erscheinen deutscher Unterseeboote im Mittelmeer, wo ein französischer und ein italienischer Dampfer versenkt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

## An die Kartoffel.

Von Emil Claar.

Aus dunkler Erdflut emsig gestochene  
Perle des deutschen Bürgerhauses,  
Du sehnend beschworene, flammend besprochene,  
Stillende Amme bescheidenen Schmaufes,  
Kartoffel!

Um Dich wird heute in lechzendem Lieben  
Beraten, gerungen, geschrien und geschrieben,  
Du wirst von Millionen bedürftiger Zungen  
In Weiheliedern feiernd besungen,  
Wie nie eine Frucht,  
Wie selten ein atmendes Wesen,  
Und bist in aller Erlebnisse Flucht,  
Bleibend zur Heil'gen des Volkes erlesen,  
Kartoffel!

Nicht Feigen, Bananen, nicht zarte Oliven,  
Nicht Wunder des Südens, die Süßigkeit triefen,  
Haben so brausend die lauschende Welt,  
Mit ihrem Ruhme jemals durchgellt,  
Wie Du Kartoffel!

Nicht Austern, Forellen, nicht würzige Trüffel,  
Nicht Rippenstücke von saftigen Büffeln,  
Haben ergriffen jemals so sehr,  
Der Großen und Kleinen heiße Begehr,  
Wie Du, die Du in nagender Not,  
Die tröstende Schwester vom trockenen Brot,  
Teure Kartoffel!

Denn Du bist die zuverlässige, ehrliche  
Hilfe des darbenden Wagens,  
Die mütterlich sorgende, unentbehrliche,  
Getreue Hüterin schlichten Behagens,  
Doppelt bist Du in harter Zeit  
Das heilige Mahl der Zufriedenheit,  
Dir traute Gefährtin, Dir segensvolle,  
Zu der sich der Arme vertrauend neigt,  
Wenn sie als Schatz der gebärenden Scholle,  
Als wahre Erlösung dem Grabe entsteigt,  
Heil Dir, Kartoffel!

(Zweif. 3tg.)

## Literarisches.

Robert Fuchs-Viska — „Hajicho der Wolf“. Ein Taunusroman aus dem 15. Jahrhundert. Mit Buchschmuck von H. Kruse. (Gebrüder Knauer, Frankfurt a. M.) Gebestet M 4.50; gebunden in Original-Leinenband M 5.50.

„... In seinen Taunusromanen „Härmlein von Reisenberg“, „Der Zoppekratz“, „Hajicho der Wolf“, von denen jeder für sich abgeschlossen vorliegt, hat der Heimatpoet seinem Taunuswald ein wahrhaft prächtiges Denkmal geschenkt. Das Landschaftsmilieu ist ganz hervorragend getroffen. Fuchs-Viska hat hier etwas ganz Liebes und Schönes geschaffen, für alle Lesefreunde im deutschen Vaterlande ist hier ein seltener Edelstein gefunden. Boraussichtlich werden diese Taunusromane bald zu einer Berühmtheit gelangen, wie sie einst Berthold Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten errangen.“ In dem aus historischen Quellen geschöpften Roman „Hajicho der Wolf“, dem letzten Ritter der Hattsteinburg bei Schmitten im Taunus, zeichnet uns der Verfasser einen kraftvollen, edlen Charakter im Gegensatz zu seinem Bruder, dessen wüste Brandschatzereien zu einer Fehde mit der Freien Stadt Frankfurt führten. Besonders anziehend sind die kulturgeschichtlichen Bilder und historischen Skizzen, in denen der Leser das beschauliche Leben und Treiben der biederen Bürger der stolzen Mainstadt und ihres wohlweisen, bedächtigen Rates gleichsam miterlebt und ihres wohlweisen, bedächtigen Rates gleichsam miterlebt, abwechselnd mit meisterhaft geschilderten Naturszenen, feinfühligsten Liebesidyllen und dem tieftragischen Untergang eines alten, gefürchteten Rittergeschlechts. Auch die buchgewerbliche Ausstattung ist eine vornehme. Das Buch eignet sich somit ganz vortrefflich als gediegenes Geschenkwerk für Jung und Alt.

## Luftige Ecke.

— In einem industriellen Betriebe finden gefangene Russen Beschäftigung. Die Leute sind willig zu ihrer Arbeit, nur unter sich haben sie immer kleine Reibereien, die sogar manchmal zu Tätlichkeiten ausarten. Eines Tages, als es wieder einen Wortwechsel gibt, fährt der aufsichtführende Landsturmmann Biesecke unter sie mit den Worten: „Wenn 'r eich nich vertragt, ihr Luderch, nacher schaff' m r eich wieder nach Rußland!“

— Es waren neue Rekruten eingestellt, und auf dem Programm standen Freiübungen. „Arme aufwärts streckt!“ und ein halbes Hundert Arme wurden, wohl ausgerichtet, gen Himmel gerckt. Da kam ein Trupp gefangener Russen vorbei, die beim Anblick der beschwörend erhobenen Arme eine unbändige Freude bezeigten. Das fiel mir auf. Der Russe läßt sich nicht leicht aus seinem stillzufriedenen Stumpfsinn bringen. Ich suchte dem Grund auf die Spur zu kommen, und da stellte sich's heraus: „Deutsches Soldat lernt sich gefangenmachen lassen.“

— Enttäuschter Erbe. „Nichts hat Ihnen Ihr verstorbener Onkel hinterlassen?“ — „Kein gar nichts! Sogar seine letzten Brot- und Butterkarten hat er bis zu seinem Tode gänzlich abgegessen.“

— Geistesgegenwart. Feldgrauer (der sich in der Heimat rasieren ließ): „Na, du hast mich ja schön zugerichtet!“ — Lehrling (kleinlaut): „Ach ja, (plötzlich erschreckt) und da kommt grad der Meister... sagen S' ihm, Sie wär'n im Drahtwerhau hängen geblieben.“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag  
Ph. Kleinböhl, Königstein im Taunus.